

Gemeindegründungen nach der Wende

Evangelisation und Gemeindeaufbau in der DDR

Gerd Sobbe

Vorbemerkung zur Person

Meine Biographie ist sowohl mit der deutsch-deutschen Geschichte verbunden wie auch mit dem Thema Gemeindeaufbau.

Meine Eltern stammen aus Thale im Harz, also aus Sachsen-Anhalt. Sie sind 1958 vor dem Mauerbau über Berlin in die BRD ausgewandert. So bin ich im Westen aufgewachsen und entsprechend geprägt worden. Kontakte zur DDR gab es für mich durch regelmäßige Verwandtenbesuche in Thale.

Von meinen Eltern erhielt ich keinerlei christliche Prägung. Diese bekam ich in der Freikirche Mörfelden-Walldorf am Frankfurter Flughafen, zu deren Jugendgruppe ich gehörte. Diese Gruppe traf sich im Wartezimmer eines Arztes und bestand zum größten Teil aus Teilnehmern ohne christliche Sozialisation.

Die Gemeinde mit dem vielsagenden Namen Missionskreis e.V. gehörte keinem verfassten Freikirchenbund an. Besonders geprägt hat mich in ihr die Wahrnehmung von Glaubensmut und Wachstum. Mit Glaubensmut packte man es an, ein Gemeindehaus zu bauen, obwohl erst 10% der Bau-summe vorhanden war. Alle halfen mit, soweit sie konnten.

Nachdem meine Frau und ich eine sehr persönliche Berufungserfahrung hatten, wurden wir von unserer Gemeindeleitung zur Bibelschule Brake entsandt. Nach dem Abschluss dort kehrten wir in unsere Heimat-gemeinde zurück, die inzwischen dem *Bund Freier evangelischer Gemeinden* (BFeG) beigetreten war. Dort tat ich über ein Jahr als Jugendpastor Dienst.

Die FeG Mörfelden-Walldorf sandte uns dann in eine kleine FeG-Gemeinde in Baden-Württembergs. Diese 90 Jahre alte Gemeinde in Sinsheim-Hoffenheim hatte 20 Mitglieder. Wir planten, dort nur zwei Jahre zu bleiben, um uns dann über eine Missionsgesellschaft für einen Ausland-Missionsdienst vorzubereiten. Aus den zwei Jahren wurden dann zehn. Gott hat in dieser Zeit Wachstum geschenkt. Die Gemeinde ist aus Tradition und Weltvergessenheit zu neuem geistlichen Leben erwacht. Am Ende unseres Dienstes hatte die Gemeinde 80 Mitglieder und ca. 180 Gäste. Diese Jahre auf dem Land in Süddeutschland haben mich und meinen Dienst natürlich geprägt.

Als vor zwölf Jahren der Ruf nach Leipzig kam, war das für uns ein großer Schritt, mit drei Schulkindern vom süddeutschen Land in die ostdeut-

sche Großstadt zu wechseln. Die Gemeinde in Leipzig hatte damals 18 Mitglieder und ca. 25 Gottesdienstbesucher.

Von diesen 18 Mitgliedern waren die Hälfte junge Christen aus dem Westen, meist mit akademischem Hintergrund, die hier ihre erste Arbeit aufgenommen hatten. Diese Truppe „Westdeutscher“ stellte auch zu 100 % die Mitarbeiterschaft. Die meisten von ihnen waren selbst erst seit zwei bis drei Jahren in Leipzig. Unsere ostdeutschen Geschwister hatten sich zurückgezogen. Ein Grund lag in Konflikten, die der kleinen Gemeinde schwer geschadet hatten. Ein anderer Grund war, wie ich erst später feststellte, dass sie sich von den Initiativen der Westdeutschen überrollt fühlten.

Unter meinen FeG-Kollegen im Osten Deutschlands fand ich nur westdeutsche Pastoren. So hatte ich niemanden, der mich in die Besonderheiten ostdeutscher Befindlichkeit hätte einführen können. Deshalb ließ ich mich zur Schulung ostdeutscher Kultur bei der freiwilligen Feuerwehr zum Feuerwehrmann ausbilden. Hier lernte ich, wie ein ostdeutscher Lehrer unterrichtet und welche anderen Verhaltensweise im Schulbetrieb erwartet werden. Das war sehr aufschlussreich, zumal die Leute bei der Feuerwehr eine sehr klare und kernige Sprache sprechen und ihre Befindlichkeiten nicht so reflektiert diplomatisch verstecken, wie das oft unter Akademikern der Fall ist.

Die größte Motivation für alle missionarische Arbeit ist das Ziel von Gemeindegründungen: neue Gemeinden für neue Christen. Mission ist aber ohne Kenntnis der einheimischen Kultur nicht möglich. Es geht im Wesentlichen darum, das Lebensgefühl der Leute zu erfassen, ihre Bedürfnisse und Nöte zu kennen. Dann erst kommen Strategien und Programme usw. So hatte ich mir zur Auflage gemacht, im ersten Jahr nichts Neues in der Gemeinde einzuführen. Ich wollte verstehen lernen und das Vorhandene stärken. Wenn ich heute Gemeindegründer und junge Pastoren bei ihrem Start hier in Ostdeutschland begleite, gebe ich ihnen diesen Rat: Studiere die Gemeinde und die Leute in deiner Stadt mit ihrer Vergangenheit! Denke nicht zu früh, sie verstanden zu haben! Zügle deinen Taten-drang! Wenn wir unseren Standort kennengelernt und verstanden haben, können wir auch sehen, wohin sich die Dinge entwickeln, wenn wir nicht aktiv zu steuern beginnen.

1. Evangelisation und Gemeindeaufbau in der DDR

Die von Otto Schopf maßgeblich gegründete Inlandmission des BFeG vor dem Zweiten Weltkrieg hatte vor allem in Mittel- und Ostdeutschland evangelisiert und Gemeinden gegründet. Nach dem Krieg waren die Ostgebiete verloren und der eiserne Vorhang trennte das Land. Der DDR-Bund der FeG-Gemeinden bildete sich aus den wenigen meist auch sehr kleinen Gemeinden. Als Besonderheit kam hinzu, dass sich die Gemeinden besonders im Süden des DDR-Gebietes konzentrierten. Interessant ist auch, die Mit-

gliederentwicklung im Blick zu haben: Gab es in den 1950er Jahren noch einen Anstieg von Mitgliedern bis auf 1 600, so fiel die Zahl in den folgenden Jahrzehnten kontinuierlich und gleichmäßig, bis wir 1988 bei nahezu der Hälfte, also 800 Mitgliedern, angekommen waren. Noch gravierender ist der Rückgang der Gottesdienstbesucher: von 3 500 Personen 1951 auf 300 im Jahr 1988.

Das Zitat des damaligen Bundesvorstehers des DDR-FeG Bundes, Johannes Schmidt, beschreibt das Dilemma der Gemeinden. Dabei schreibt er über die Zeit von 1979 bis 1990:

„Neue Leute können beflügelnd wirken! Aber: Es geschieht auch, ‚dass man nicht aus der Knete kommt‘. Schon zu meiner Zeit in Borna (1953–1964) suchte ich nach Ursachen für den zunächst anhaltenden, dann fallenden Mitglieder-Stand. Wir bemühten uns, dagegen mit Evangelisation anzukämpfen, nahezu verzweifelt. ... unter solcher Erfolglosigkeit litt die ganze Gemeinde.“¹

So waren zur Zeit der Wende die Gemeinden klein und wenig selbstbewusst. Als dann die Westdeutschen mit ihrem Eifer und ihren Konzepten vom missionarischen Gemeindeaufbau auftauchten, reichten die Reaktionen von Skepsis bis Ablehnung.

Die Gemeindegründungsinitiativen des BFeG in der Bundesrepublik hatten nach dem Krieg besonders den Süden Deutschlands im Blick. So gab es ursprünglich in Baden-Württemberg ganze drei kleine Gemeinden. Heute sind es in Süddeutschland viele und auch nicht allzu kleine FeG-Gemeinden. Das Wachstum in den Jahren von 1987 bis 1997 konnte ich miterleben. Nach dem Mauerfall konzentrierte man sich auf das neue alte Missionsgebiet in Mitteldeutschland, wenn es um Pioniergemeindegründungen ging. In der Regel wurde ein „Inlandmissionspastor“ ausgesandt. Großstädte, in die vom BFeG Inlandmissionare entsandt wurden, waren in den Jahren nach der Wende bis heute: Dresden, Leipzig, Chemnitz, Halle, Magdeburg, Zwickau, Görlitz, Weimar. Bis auf Leipzig gab es in diesen Städten keine FeG. In Dresden gab es meines Wissens zwar bereits eine Versammlung, aber noch keine verfasste Gemeinde wie in Leipzig.

Die FeG Leipzig ist durch einen evangelistisch geprägten Pastor gegründet worden. Wegen eines Unfalls und der dadurch notwendigen medizinischen Versorgung kam er nach Leipzig und gründete die Gemeinde. Meines Wissens handelt es sich bei Leipzig um die einzige zu DDR-Zeiten gegründete FeG. Alle anderen bestanden bereits vor Kriegsausbruch.

Die Geschwister hatten ihren Pastor durch eine Ehekrise verloren und konnten sich nach der Wende keinen anderen zu Westlohnkosten leisten. Über die Inlandmission nun einen neuen Pastor zu bekommen, erschien als einziger Ausweg. Das ließ sich verwirklichen. Allerdings kam nun ein Pionier-Evangelist der besonderen Art, der vor allem in die Fußgängerzone zog und auf der Cola-Kiste predigte. Er ließ in der Gemeinde nur ein „Mir

¹ Johannes Schmidt, Familienwege, o. O. o. J., 227.

nach!“ gelten. Das war mit Geschwistern nicht zu machen, die ihre Gemeinde als einen Ort der Sicherheit gegen das bisherige Staatssystem verteidigt hatten.

Ein Schlichtungsversuch scheiterte am gegenseitigen Unverständnis. Ernst Wilhelm Erdlenbruch, der damalige Leiter des Bundes, sagte mir: „Was ich mir in Leipzig habe öffentlich anhören müssen, ist mir in meiner ganzen bisherigen Dienstzeit nicht an den Kopf geworfen worden.“ Von der anderen Seite kam dann die Meldung: „Also diese Westdeutschen, man kann doch Gemeindegewachstum nicht machen, das ist doch Gottes Sache. Das waren einfach westdeutsche Macher, die uns alles vorschreiben wollten.“ So endete der Konflikt mit einer Trennung der Gemeinde vom Inlandmissions-Pastor. Die Gemeinde ging bald danach ein. Heute gibt es nur noch drei Mitglieder aus dieser Zeit.

Dieser Konflikt von Leipzig war sicher einmalig in unserem Bund, aber latent hat er sich in den Jahrzehnten bis jetzt fortgesetzt und ist auch bis heute gefühlt vorhanden. Man muss bedenken, die Inlandmissions-Stadtgemeinden haben mit bester personeller und finanzieller Ausstattung nach der Wende voll loslegen können. Dagegen mussten die bestehenden Gemeinden die Abwanderung ihrer Jugend verkraften. Sie konnten sich auch nicht mehr wie zu DDR Zeiten mit 30 bis 40 Mitglieder einen Pastor leisten.

Es folgt eine Aufstellung der Gemeinde-Neugründungen nach der Wende durch die Inlandmission des Bundes in den Städten, geordnet nach ihrer heutigen Größe. Die erste Jahreszahl steht für den Beginn der Arbeit.

Inlandmissionsgemeinden im Anhalt-Sachsen-Thüringen-Kreis

1993	Leipzig	130	Mitglieder	250–270	Gottesdienstbesucher
1991	Dresden	89	Mitglieder	100–180	Gottesdienstbesucher
1992	Erfurt	64	Mitglieder	75	GD-Besucher + 15 Kinder
1994?	Chemnitz	ca. 30	Mitglieder	ca. 50	Gottesdienstbesucher
2001	Magdeburg	27	Mitglieder	20–40	Gottesdienstbesucher
1993	Halle	24	Mitglieder	ca. 35	Gottesdienstbesucher
2006	Zwickau	11	Mitglieder	ca. 30	Gottesdienstbesucher
2007	Görlitz		unbekannt		
2008	Weimar	12	Mitglieder	20–30	Gottesdienstbesucher

Aus den Jahreszahlen geht hervor, dass sich die Gemeinden in den Städten sehr unterschiedlich entwickelten. Das hat unterschiedliche Gründe. Gemeindegewachstum ist natürlich immer eine Sache, die nicht allein durch menschliche Strategie und durch die Bereitstellung von Ressourcen gemacht werden kann.

In den Gemeinden Chemnitz und Halle waren es vor allem Wegzug und Konflikte, die einem gleichmäßigen Wachsen entgegenwirkten. Das Gleiche gilt auch für die Arbeit in Magdeburg, wobei hier noch ein häufiges Wechseln des Gemeindegründers hineinspielt. Obwohl wir die Anzahl neu gegründeter Gemeinden positiv werten können, wird sich künftig einiges

ändern müssen, weil wir keine Multiplikationsbewegung geworden sind. Aus diesem Grunde werden seit etlichen Jahren in unserem Bund von der Inlandmission neben Pioniergemeindegründungen auch Tochtergemeindegründungen gefördert. Die hier folgende Tabelle zeigt Tochtergemeinden nach ihrem Startzeitpunkt und ihrer heutigen Größe geordnet.

Tochtergemeindegründungen im Anhalt-Sachsen-Thüringen-Kreis

2001	Altenburg	30	Mitglieder	50	Besucher
2002	Radeberg	22	Mitglieder	30–45	Besucher
2004	Pirna	19	Mitglieder	20–40	Besucher
2008	Brandis	10	Mitglieder	30–40	Besucher

Die Gemeinde Altenburg wurde mit Leipziger Unterstützung von Borna aus gegründet, die Gemeinden Radeberg und Pirna von Dresden aus. Brandis ist nun unsere erste Tochtergemeinde in Leipzig. Man kann also feststellen: Die Entwicklung geht dahin, dass die größeren ehemaligen Inlandmissionsgemeinden Tochtergemeinden in ihrem Umland bilden.

Wenn man die Statistiken im Vergleich zwischen Ost und West betrachtet, lässt sich feststellen, dass im Vergleich zu Westdeutschland ca. 10 % der Bevölkerung Ostdeutschlands mehr auf die Städte konzentriert sind. Das liegt nicht daran, dass die Städte so attraktiv sind und wachsen – das Gegenteil ist leider der Fall –, sondern daran, dass das Land im Osten noch stärker unter Abwanderung leidet als die Stadt. Eine Beobachtung aus dem Jeremiabuch: Nachdem die obersten Zehntausend nach Babylon deportiert waren, blieb nur die einfache Landbevölkerung übrig. Dies ist vielfach in den ländlichen Regionen auch im Umland der großen Städte im Osten der Fall. Dies stellt uns vor große Herausforderungen. Deshalb können wir m. E. die entsprechenden Impulse und Hilfen für Evangelisation und Gemeindegründung nur aus den Möglichkeiten der Städte erwarten.

2. Gemeindegründungen im Netzwerk mit Großstadtgemeinden

Wenn wir die aktuelle wirtschaftliche Situation weltweit, insbesondere in Deutschland und speziell Ostdeutschland betrachten, müssen wir Gemeindegewachstum und Gemeindegründung von deren wirtschaftlichen Begrenzungen lösen. Eine selbstständige Ortsgemeinde in den meisten Kirchen definiert sich heute durch ein eigenes Gebäude (gebaut, gekauft, gemietet) und möglichst einen eigenen Pastor. Doch diese beiden Faktoren sind es auch, die an Grenzen führen. Wir haben nicht genug Geld zur Verfügung, um Gemeindegründer für ihre Aufgabe freistellen und einsetzen zu können. So stellt sich die Frage, wie das Bemühen um Gemeindegewachstum von steigenden Immobilien- und Personalkosten abgekoppelt werden kann.

Zusammen mit meinem fast 20 Jahre jüngeren Kollegen Thomas Arhelger und unserer Gemeindeleitung haben wir ein Konzept erarbeitet, das

wir seit einem Jahr beginnen umzusetzen. Wir sind somit noch in der Erprobungsphase. Es wird sicher einiges nachzujustieren sein.

Unsere Gemeinde in Leipzig ist in den vergangenen Jahren stark gewachsen. Vor vier Jahren mussten wir feststellen, dass der Raum im Ring-Café von Leipzig mit 220 Plätzen zu klein wird. Deshalb boten wir ein Jahr lang Abendgottesdienste an. Das hatte aber den Gottesdienst am Morgen nicht entlastet. Seit drei Jahren sind wir dazu übergegangen, zwei völlig identische Gottesdienste am Sonntagmorgen (9.30 Uhr und 11.30 Uhr) anzubieten. Der erste Ansatz ist also, nicht einen größeren und teureren Raum zu suchen, sondern den vorhandenen besser zu nutzen.

Allerdings wird dadurch die Gemeinde unübersichtlicher. Wir haben zwischen 250 und 270 Gottesdienstbesucher, die zu einem großen Teil unregelmäßig erscheinen. Insofern rechnen wir mit ca. 400 Erwachsenen, die sich insgesamt gesehen zu unserer Gemeinde halten. Diesen Menschen werden wir mit unserem freikirchlichen Gemeindeverständnis nicht mehr gerecht. Die Frage stellt sich, was wir ändern müssen, um nicht zum Veranstalter frommer Gottesdienste zu verkommen. Ein weiteres Problem ist, dass die Verweildauer vieler jungen Leute in Leipzig oft nur fünf Jahre beträgt. Eine Lösung ergibt sich nicht einfach durch den Einsatz von mehr Personal.

Internationale Forschung hat verschiedene Wachstumsgrenzen von Gemeinden ausgemacht. Ehrenamtlich geleitete Gemeinden umfassen 20 bis 60 Personen. Daraus ergibt sich für uns in Leipzig als Lösung, dass wir die Gemeinde in den nächsten fünf bis zehn Jahren zu einer Netzwerkgemeinde umwandeln wollen, die aus solchen 20 bis 60 Personen zählenden Gemeinschaften besteht. Diese sollen alle wichtigen Lebensäußerungen einer für sich selbst stehenden Gemeinde haben. Organisatorisch hat eine solche Gemeinschaft eine eigene Leitung und eigene kleine Zellen. Eine erste Gemeinschaft haben wir unter den jungen Erwachsenen gebildet mit eigener Leitung, eigenen Kleingruppen, eigenem Alphakurs, Gebetsgruppen usw. Eine zweite für junge Familien ist im Start begriffen. Gemeinschaft drei und vier sind schon im Blick und sollen 2010 an den Start gehen.

Das Modell stammt so aus England, wo einige Gemeinden der Anglikanischen Kirche solch eine Struktur bereits leben. Organisatorisch bleibt die Gemeinde dabei eins und gleicht einem kleinen Kirchenzusammenschluss. Aufgaben, die kleinere Gruppen alleine nicht schaffen, werden von der Gesamtgemeinde wahrgenommen.

Kleine Gemeinden haben oft einen Servicenachteil. Wer unterrichtet die Kinder? Was ist mit den – gerade in kleinen Gemeinden oft wenigen – Jugendlichen? Wie geschieht Schulung und Begleitung von Mitarbeitern usw.? Diese Probleme sind bekannt.

Im dargestellten Modell können diese Aufgaben von der gesamten Gemeinde im Netzwerk angeboten werden. Die hauptamtlichen Kräfte kon-

zentrieren sich auf die Leiter und die Qualität im Netzwerk, im Idealfall (nach Eph 4,11) im Team mit unterschiedlichen Begabungen.

Es ist damit eine Alternative zu anderen Modellen gegeben, die von unserem Bund in anderen Städten praktiziert werden. Dort kommt es zur Bildung von neuen Gemeinden im Stadtzentrum. Beispiele dafür sind die *City churches* in Frankfurt a. M. oder Würzburg. Allerdings benötigt man dazu wieder zusätzlich vollzeitliches Personal sowie attraktive und somit teure Räume.

Das Modell der Netzwerkgemeinden hat nicht nur innerhalb der Großstadt seine Vorteile, sondern auch für die Gemeindegründungen im Umland der Großstadt. Denn diese Struktur lässt sich auf kleine Gemeinden oder Gemeindegründungen im Umland anwenden. Unser Ziel muss es dann auch nicht mehr sein, dass dort eine selbstständige Gemeinde im traditionellen Sinne entsteht mit eigenem Haus und eigenem Pastor. In allem, was die Gemeinde des Umlandes nicht bewältigt, kann sie auf die Ressourcen der Netzwerkgemeinde in der Stadt zurückgreifen, wie die einzelnen Gemeinschaften einer Netzwerkgemeinde auch.

Praktisch haben wir in Leipzig unser Personal auf diese Situation abgestimmt. Mein Kollege kümmert sich um die Entwicklung von Gemeinschaften innerhalb der Gemeinde Leipzig und ich konzentriere mich mehr auf die Gemeindegründungen und den Aufbau eines Gemeinenetzes um die Stadt Leipzig herum. Dazu bin ich für 40 % meiner Zeit freigestellt und werde auch nur noch zu 60 % von der FeG Leipzig bezahlt. Zur Zeit begleite ich die Gemeinde Borna. Dort bin ich an einem Wochentag präsent und predige einmal im Monat. Die übrigen Predigten werden in der Regel von ehrenamtlichen Predigern unserer Leipziger Gemeinde wahrgenommen.

Eine Tochtergemeindegründung in Brandis begleite ich als Coach. Diese Gruppe hat einen eigenen Leiter mit Leitungsteam. Sie haben verschiedentlich ganze Programme, die wir für die Kerngemeinde entwickelt haben, übernommen: Gottesdienstentwürfe, Stücke unserer Anspielgruppe, ein Stille-Zeit-Heft. Die Kinder besuchen unseren biblischen Unterricht und wir entsenden eine Jugendleiterin zur Hilfe beim Aufbau einer eigenen Jugendarbeit.

Die Gemeindegründung in Altenburg ging von Borna aus. Wir haben allerdings von der Gemeinde Leipzig aus diesen Prozess mit unseren Ressourcen unterstützt, zusätzlich zu einem Missionsteam unserer amerikanischen Partnergemeinde zu einer Zeltmission. Auch bei der Suche nach geeigneten Gemeinderäumen im Altenburger Bahnhof konnten wir helfen. Wir haben deshalb gute Beziehungen zur Bahn, weil wir seit langem Mieter des Ring-Cafés sind. Der Architekt aus unseren Kreisen, der den Umbau des Ring-Cafés geplant und die Bauleitung begleitet hat, übernahm dies auch für den Bahnhof in Altenburg. Unser Kassierer, BWL-Mann, Controller beim MDR, hat den Mietpreis ausgehandelt.

Mein Kollege Ulrich Grabowski hat in Altenburg ein halbe Stelle. Er ist ein begnadeter Pastor und in der Gemeindegründung von Anfang an dabei. Doch seine Gabe ist nicht die Leitung eines langfristigen Prozesses. So begleite ich die Gemeindeleitung einmal im Monat bei der Erarbeitung einer Satzung und der Wahlordnung und somit den Prozess zur Selbstständigkeit im BFeG. Formal hat die Gemeinde keine Verbindung zur Leipziger Gemeinde, dennoch hat sie auch an den Ressourcen teil. In diesen Wochen entscheidet sich, ob die Gemeinde Altenburg in Zeitz eine Gemeindegründungsarbeit beginnt. Wenn sie das tut, kann sie mit meiner und der Unterstützung der Leipziger FeG rechnen.

In Wurzen haben wir 2007 zusammen mit den uns bekannten dort lebenden Christen, die aus verschiedenen Gemeinden und Gemeinschaften kommen, eine Zeltevangelisation gestartet. Um die Arbeit vor Ort zu unterstützen, sandten wir für ein Jahr eine Theologiestudentin in einen Jugendkreis dort. Wenn Gott offene Türen schenkt, sind wir bereit, vor Ort eine Pionierarbeit anzufangen oder – wenn sie jemand anderes startet – zu unterstützen. Diese Stadt braucht eine neue lebendige Gemeinde. Die Reste von Adventgemeinde, Landeskirchliche Gemeinschaft und Brüderversammlung sind hoffnungslos überaltert. Aber niemand wird das Geld haben, dort einen Gemeindegründer einzusetzen. So glauben wir, dass wir nur mit einer ehrenamtlichen Gründungsarbeit, eingebunden in ein Netzwerk, zum Ziel kommen.

Ich glaube, dass wir mit unserem Modell vom neutestamentlichen Vorbild nicht weit entfernt sind. Paulus hat von Ephesus aus die Region im Auge gehabt und nicht den Timotheus zum Pastor der Ortsgemeinde gemacht, sondern die Aufgaben den Ältesten übertragen. Seine Schar von Mitarbeitern aus den verschiedenen Provinzen setzte er ein, um die Gemeinden in verschiedenen Phasen und Krisen zu begleiten. Sie waren meist nur temporär in den Gemeinden und sind von dieser dann so lange versorgt worden.